

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 12. Oktober 1916

Väter.

Kriegsblitz von Elise Krafft.

Der schreckliche Kampf in den Straßen, auf den Plätzen und Wiesen der Stadt hatte aufgehört. In wilder Flucht waren die Franzosen von den bergigen Wäldern zurückgejagt, das Brüllen der Kanonen war verstummt, und nur vereinzelte Schüsse von der breiten Waldgrenze her verriet den Einwohnern die Verfolgung des Feindes.

Frau Anna Büdenkamp, die im verzweifeltsten Gebet Stundenlang ihre Kinder im Arme gehalten, hob wieder und wieder lautend den Kopf.

Nachdem das Licht ausgebrannt und auch der letzte Dämmerchein von draußen vor dem vergitterten Fenster verschwunden war, konnte man kaum noch die Hand vor Augen sehen. Auch die Kinder schrien und weinten nicht mehr, hielten sich nur noch angstvoll und zitternd an ihrem Kleide fest, und Großvater, der in den ersten Stunden immer noch laut gebetet oder der Tochter gut zugesprochen hatte, war eingeschlossen und sah zusammengekauert in einem Winkel voller Flaschen und Weinässer.

Die junge Frau tastete in der Dunkelheit nach ihm und rüttelte an der hageren, reglosen Schulter.

„Großvater... sie schienen nicht mehr in der Stadt... Wacht auf, Großvater!“

Es dauerte aber sehr lange, bis der alte Mann völlig begriff. Schlaftrunken taumelte er hoch, öffnete die Kellertür und horchte in das verschlossene Haus hinein. Als sich dort nichts regte, schlürfte er die Treppe empor, sah in die Küche und Stuben und rief, da alles still blieb, Tochter und Enkelkinder aus ihrem Versteck.

Taumelnd schlichen die drei über die knarrenden Stufen in die erleuchtete Schlafkammer, wo Frau Hanna die Kleinen, die vor Müdigkeit und Erschöpfung Hunger und Durst vergessenen hatten, sofort ins Bett brachte. Wieder und wieder küßte sie die runden, vermeinten Gesichter und sprach das Abendgebet heute ganz allein. Nur der Großvater, der schwer atmend in seinem Lehnstuhl saß, murmelte ein paar Worte mit, den weichen Kopf schon wieder halb herantergelassen, und die Augen geschlossen.

„... und vergib uns unsere Schuld, ... wie wir vergeben unsern...“ da war er schon wieder eingeschlafen.

Die junge Frau raffte sich mit Gewalt zusammen, um nicht auch umzufallen. Sie ging ein paar Schritte bis zur Kommode, wo das Bild ihres Mannes stand, der seit Wochen irgendwo da draußen für das Vaterland kämpfte, und nickte dem lachenden Gesicht unter dem Glase aufschuldigend zu.

„Franz...“ bat sie hilflos... Aber ihre ausgestreckte Hand blieb leer... ihr banger Ruf verhallte, sie war ganz allein in ihrer großen Angst und Herzensnot.

Sie hatte noch die Kraft, die Tür, die nach hinten in die Küche führte, zu öffnen und leise wieder zu schließen, dann sank sie wie leblos auf den Stuhl, der gerade im Wege stand, hart mit dem Kopf gegen die bide Holzlehne aufschlagend.

Wie lange sie so gesessen, wußte sie nicht. Ein Wehen von kühlem Nachtwind kam von irgendwo, und das Rauschen von Bäumen im Garten, der unter dem Küchenfenster lag.

Das Gefühl, daß da ein Flügel offen stehen mußte, riß die junge Frau wieder hoch. Und da... ja... was war denn da noch, was gewaltsam ihren Kopf herumzwang? Ein Stöhnen, laut und qualvoll... wie sie es nie vorher zu hören gewohnt. Es überlief das Wehen des Windes, das Blätterrauschen, das ferne Hallen von Schritten und den dumpfen Värm aus dem Innern der verschlossenen Stadt, aus der nach Stundenlangem Ringen die Franzosen vertrieben waren.

Frau Hanna war plötzlich wieder ganz frisch und stark. Da unten in ihrem Garten lag ein Mensch, der verwundet war... der Nachbar vielleicht, der sich zu früh aus dem Hause gewagt, die Nachbarin... oder... gar ein Freund, ein Verwandter aus der Stadt, der gewußt hatte, daß sie hier draußen allein mit den Kindern und dem alten Vater geblieben, und der nach ihr sehen wollte. Und er war getroffen worden von den schrecklichen Geschossen... vielleicht von einem fliehenden Franzosen hilflos erschlagen, als er ihm in den Weg kam...

O, wie sie diese Feinde haßte... haßte... mit den bleichen schwarzblauen Gesichtern und den finsternen heimtückischen Augen!

Nun aber waren sie fort... ja, vertrieben von den braven deutschen kerkonfirmierten Soldaten, die Stadt

wieder deutsch... blieb deutsch... großer Gott, sie mußte ja deutsch bleiben, wenn nicht alles, was recht und heilig war, log...

Die junge Frau straffte den schmerzenden Körper und strich sich die zerzausten blonden Haare aus dem Gesicht. Vor einer halben Stunde noch hatte sie in Furcht und Grauen vor den Franzosen gezittert... jetzt... mo das Stöhnen von da unten immer stärker wurde, konnte sie plötzlich keine Furcht mehr.

Sie öffnete die Küchentür, schritt über den Flur und schloß das noch mit dicken Holzklammern verammelte Haustor auf, das nach hinten hinaus in den Hof führte.

Alles war hier still... nur im Stall meckerten die beiden Ziegen, die man heute nicht gemolken zum Abend, und hoch oben über den alten Bäumen stand der Mond, leuchteten die Sterne...

Brandgeruch war in der Luft; zu drüben, wo die breite Hauptstraße entlang führte, Räderrollen... hushende Lichter von Laternen... dann wieder Dunkelheit... tiefe Dunkelheit ringsum...

Die junge Frau zündete die Stalllaterne an, die noch auf dem umgekippten Karren stand, in dem der Vater gestern das letzte Gras für die Ziegen vom Felde geholt. Ihre Fingerringe zitterten... denn da... da war es schon wieder das schreckliche Stöhnen... es kam mitten aus dem alten, umgegraden Erbsenbeet, an dem seitwärts noch die hohen Sonnenblumenstauden standen und die bunten, hochstieligen Ähren, von denen sie die ersten Blüten Franz beim Abschied an das Gewehr gesteckt...

Das Holztürlin stand offen, das vom Hof in den Garten führte... und drüben, seitwärts am Zaun waren die Holzplanke eingebrochen... das Strauchwerk zertrümmert und das kleine, so sorgsam gepflegte Beet der Kinder zerstampft.

Mit weit vorgebeugtem Oberkörper leuchtete die junge Frau über Weg und Baum, bis die Zähne zusammen und trampfte die Hände um den Rod, um sich selber in dieser Nacht voll Angst und Grauen vorwärts zu treiben. Bieseitig war es auch nicht der Nachbar oder ein Bekannter, der hier in ihrem Garten lag, vielleicht war es ein armer, verwundeter Soldat, der von den französischen Augen getroffen, seit vielen Stunden hilflos verblutete... einer von den tapferen Kämpfern der Stadt.

Frau Hanna hob die Laterne höher, als sie an dem zerwühlten Erbsenbeet stand.

Ein dunkler, lang ausgestreckter Körper lag da... beide Hände in die nasse Erde gedrückt, die Augen starr... weit offen... ganz dunkle, schreckliche Augen. Zerzaustes, schwarzes Haar unter einem fremdortig geformten Käppi, der blaue Rod offen, unter der freien Brust rot, brennend, wie das Blut in dem geöffneten Hemd über dem Herzen...

Frau Hanna starrte entsetzt in das wachsgelbe, verzerrte Gesicht. Hob sich nicht der Arm dort... regten sich nicht die Hände... drohend und verächtlich?

Mit einem Aufschrei taumelte sie zurück und lief das Stück Garten... durch den Hof zurück... Gott sei Dank, nun war sie im Haus.

Kein Freund... kein Deutscher lag da unten, ein Franzose war in ihrem Garten, einer von den Feinden, die so viel Unheil über sie und alle gebracht, die Lächer im Frieden lebten.

Was hatte sie denn überhaupt da draußen wollen, als sie so schnell und unüberlegt in den Garten hinauslief? Helfen? Ja, einem Deutschen hätte sie wohl geholfen, einem Franzosen... nie! Möchte er verbluten und sterben... aber eine Hand rühren, daß er weiterlebte, daß einer mehr war von diesen Feinden? Nie!

Frau Hanna zitterte von Minute zu Minute mehr. In die Kammer lief sie, wo die Kinder schliefen, wo der Großvater immer noch reglos in seinem Stuhl saß, wo auch das Bild ihres Mannes auf der Kommode stand, lächelnd, als sei nicht Krieg draußen, als sei er noch da...

„Franz...“ bat sie verstört... Er antwortete nicht. Sie wußte nichts von ihm... drei Wochen lang. Wußte nicht, ob er hungrig war oder satt, ob er ein Lager hatte zum Ausruhen oder ob er schon kalt und steif in fremder Erde lag...

„Franz...“ schluchzte die junge Frau auf. Was war denn mit einem Bild? Was sah sie denn da für ein Bild plötzlich... wie hergezogen, wie hergezogen in dieser Stunde?

Ein heller, geliebter Kopf, todeswund in Nacht und Grauen und Einsamkeit, ringsum Feindehänd...

fremde Erde... fremde Menschen, zu denen er hinausschloß in seinen Schmerzen, und die es nicht hörten... nicht hören wollten.

„Franz...“ schrie Frau Hanna zum dritten Male. Sie schrie so laut, daß der alte Mann in seinem Sorgenstuhl aus Schlaf und Schwäche hochfuhr. Selbst die müden Kinderköpfe regten sich... „Papa...“ sagte der Junge... halb in Traum...

Im nächsten Augenblick stand Frau Hanna vor dem Vater und hielt seinen Arm.

„Großvater, um Gotteswillen, Großvater, schlafe nur jetzt nicht wieder ein! Da unten liegt jemand in unserem Garten... verwundet, verblutend... er stirbt, wenn du jetzt weiterschläfst... Großvater! Hilf mir... ach hilf mir doch... daß wir ihn ins Haus tragen.“

Der alte Mann blinzelte ein paar mal in das verstörte Frauengesicht, dann lief er mit hinunter, so schnell ihn seine alten Beine tragen konnten. Er sprach nichts, und er fragte nichts, auch die kalte Nachtluft spürte er nicht auf die höhere, alte Brust wehen, die so oft vom Husten durchschüttelt wurde. Er lief der Tochter in den Hof, den Garten nach, stolperte über Strauchwerk und Wurzeln und fuhr sich wieder und wieder mit der Hand über die Augen, um völlig munter und frisch zu werden. Bis Frau Hanna zitternd stehen blieb und sich irgendwo festhielt, damit sie nicht recht stand in dieser Stunde...

Der Verwundete lag jetzt still. Er schloß auch nicht mehr. Seine Augen waren geschlossen, die vorher ge-trampelte Hand war aus der nassen Erde hochgehoben und hielt, wie Schußsuchend, einen bunten Gegenstand mit den steifen Fingern umkrallt, der noch halb in der Brusttasche des geöffneten Rodes steckte... „Ist... ist... er tot?“ flötete die junge Frau entsetzt. „Ja, er ist tot, Großvater“, schrie sie auf.

Der alte Mann beugte sich nieder, hob die Stalllaterne, die er der Tochter aus den zitternden Händen genommen. „Fah an“, sagte er, „da ist noch Blut... nein... so geht das nicht, Hanning, Du mußt an den Beinen ansetzen.“

Sie gehorchte. Das flackernde Licht der kleinen Laterne verwirrte sie vollends... sie sah kein fremdes Gesicht mehr mit schwarzen Haaren, keine feindliche Uniform... sie sah nur Blut... Das flüster langsam über eine geliebte Brust... farbte helles Haar... rann bis zum Herzen, das plötzlich stehen blieb, und nicht, nicht mehr schlug...

„Mein“, schluchzte sie auf... „Ist der Gott, nein... Franz lebt... er muß ja für uns leben da draußen.“ So trug sie den fremden Mann mit dem Vater ins Haus. Langsam, vorsichtig, Schritt für Schritt durch die weichen Gartenwege, über den steinigen Hof... und nun die Treppe hinauf bis zu der Stubentür, dahinter ihr seit zwei Nächten unberührtes Bett neben dem leeren ihres Mannes stand.

Der Großvater klickte schwer atmend hoch mit seiner schweren, reglosen Last. Er wußte offenbar nicht, ob die Tochter damit einverstanden war, den fremden, halbtoten Mann durch diese Tür in ihre Schlafkammer zu bringen.

Aber sie hatte schon mit dem Eselbogen die Tür aufgeschoben. Irgeend etwas trieb sie vorwärts, ließ sie erschauern alles Grauen vor diesem Gesicht vergeßen. Sie wußte nur eins... „was du an diesem hier tust, tun vielleicht andere an dem geliebten Mann da draußen...“

Nun lag der Verwundete auf dem breiten Bett, über das sofort die schwarzen Erdrücken bröckelten, die überall an dem Tuch der Uniform festhaken.

Frau Hanna sah es nicht. Nicht den Staub und den Schmutz des Körpers von dem der Vater den Rod herabgezogen hatte, um die Wunde zu unterlegen. Der Puls schlug noch, das Herz klopfte in ganz trägen, müden Schlägen, er war noch nicht tot, der französische Soldat, der sich in seinen Schmerzen stöhnend, in den stillen, fremden, deutschen Garten schleppt...

Frau Hanna hatte Wasser geholt, Verbandzeug und Karbol. Der alte Vater hatte schon mehr wie einmal Wunden verbunden, das verband er gut.

Nun wusch er den Befinnungslosen, stillte das immer noch rinnende Blut mit Watte und sprach kein Wort davon, daß er ein Feind war, dem er diese Samariterdienste tat. Ob er es schon wieder vergessen hatte, daß er noch vor wenigen Stunden da unten in dem verschlossenen Keller allen Franzosen den Tod ge-

wünscht, daß er die Fäuste geballt, mit denen er jedem einzelnen die Gurgel zudrücken wollte, wenn er unter seine Finger kam?...

Frau Hanna hatte plötzlich nichts mehr zu tun. Der Vater deckte den Kranken zu, legte ihm Kompressen auf die Stirn und horchte weiter an seinem Herzen. Neben an schliefen die Kinder in ihren Betten, die Nacht draußen wurde immer dunkler und stiller, und das Bild des fernem Vaters lächelte immer noch unter dem Glase...

Die junge Frau schlich sich langsam aus der Stube. Der große Aufregung in ihrem Herzen hatte sich gelegt, und sie biß die Zähne aufeinander, um nicht aufzuschreien in all dem Wirrwarr, der über sie hereingebrochen. Sie hatte einen Feind im Hause... sie hatte vielleicht sein Leben gerettet, damit er später ein anderes zerstörte... war das recht getan?...

Auf dem Treppensfenster stand noch die brennende Stalllaterne, die der Vater da hingestellt. Und dicht vor ihr, auf der obersten Holzstufe, lag etwas Fremdes, Schwarzes... lag dasselbe, was der Verwundete da unten im Garten mit den Fingern festgehalten und dann, als man ihn hinaustrug, wohl unterwegs verloren hatte...

Frau Hanna bückte sich ja und hob es auf. Es war eine Brieftasche aus zerfarrtem Leder... Wulstflecke darüber, die noch frisch waren...

Die Finger der jungen Frau zuckten so, daß die Tasche wieder zu Boden fiel und geöffnet liegen blieb. Allerlei Papiere flatterten durch die heftige Bewegung aus dem Leder, und dicht vor den Frauensüßen blieb eine Photographie von zwei Kindern liegen, die genau in dem Alter zu sein schienen wie dort drüben die zwei schlafenden Kleinen in ihren Betten.

Im nächsten Augenblick hatte Frau Hanna das Bild aufgehoben. Da stand etwas geschrieben unter dem weissen Karton... ganz ungelentig, wie der Junge seinem Vater damals, als Franz in den Krieg mußte, „Gott behüte Dich, lieber Papa...“ auf die gemeinsame Photographie von Frau und Kindern getrigelt, und das sich Franz so zuversichtlich lachend in die feldgraue Uniform gesteckt...

„Natürlich wird mich der liebe Gott behüten, Kinder... wenn Euer Bild bei mir ist.“

Das hier war auch ein Kinderbild... auch eine Kinderhandschrift, steif und groß, wenn auch in fremden, französischen Buchstaben...

Die junge Frau las... buchstabierte... und senkte den Kopf tief... immer tiefer über das Gelesene. „Que Dieu te protège, cher Papa!“ Ein Weilschen stand sie noch, unfähig... so rasch alles zu begreifen und zu verstehen, was da auf sie einströmte. Denn ging ein tiefer, verwehender Atemzug durch ihren Körper... ein Lächeln kam in ihr starres Gesicht, das erste warm, mütterlich und voll Liebe.

So ging sie weiter, klinkte leise die Tür zu der Kammer auf, wo der alte Vater bei dem verwundeten Franzosen am Bett stand und gerade die ausgestreckte Hand festhielt, die schwach nach seiner gegriffen. „Er lebt“, durchfuhr es Frau Hanna frohlockend... „er soll auch leben, genau so leben wie unsere deutschen Väter, für die ihre Kinder zittern und beben.“

Sie trat an das Bett, sah in weit geöffnete, bittende Augen, sah ein armes, von langen Entbehrungen im Felde gezeichnetes Gesicht und hob die Hand mit dem fremden Kinderbilde, mit den fremden Worten: „Que Dieu te protège, cher Papa.“

Still legte sie das auf die Bettdecke, sah, wie zwei wachsgelbe Hände danach griffen... hörte ein paar französische Kinderknamen beinehe janzend... hinein zu ihren eigenen Kindern und zu dem lächelnden Bilde ihres Mannes.

Dort sank sie in die Knie. „Franz...“ schluchzte sie unter Weinen und Lachen, „du wirst leben wie dieser Vater, den ich seinen Kindern erhalten habe, so Gott es will.“

Stumm lächelte das Bild weiter... stolz und zuversichtlich, wie alle deutschen Krieger lächeln...

Die beiden Gefangenen.

Skizze von Hermann Graefer.

Beim Transport durch die Stadt nach dem Gefangenenlager fielen diese beiden Kuffen sofort auf. Sie kamen übrigens zu verschiedenen Zeiten: Jurij Ssemanow war bereits acht Tage da, als man Andrei Tschernow brachte. Während die anderen Gefangenen

in ihrem klöbigen Schuhwerk über das Kagenlopppflaster des Marktplatzes dahinstapften, alle von gleicher Größe und mit denselben starkknöchigen Gesichtern, die sich rechts und links wandten in stumpfsinniger Neugier, hatten diese beiden vor sich hingesehen, als ätten sie unter den Plätzen der Leute. Sie fühlten, daß sie besondere Aufmerksamkeit erregten durch ihre schlanke Gestalt, die hohen Stiefel, den ganzen Eindruck ihrer Erscheinung.

Man hatte wenig Umstände mit ihnen im Lager, sie lärmten und sangen nicht wie die anderen, hielten sich gern abseits... vor allem beim Essen... liebten die Einsamkeit.

Dann, als die erste Vorkriegszeit kam, fügte es der Zufall, daß sie derselben Arbeitstafel zugeteilt wurden. Sie beobachteten sich ein paar Tage verstohlen, sogar voll heimlichen Mißtrauens, schließlich sprachen sie ein paar Worte miteinander, schienen sich zu gefallen und nun froh zu sein, daß sie unter den anderen nicht mehr ganz so einsam waren.

Eines Abends... der letzte Schnee war jetzt geschmolzen, die Helber dampften morgens, und in der Dämmerung und in der grauen Luft klangen schon manchmal fremde Vogelstimmen... sprachen sie von der Heimat, zum ersten Mal.

Andrei Tschernow war aus Moskau, Ssemanow stammte aus Petersburg. Der Krieg schien beiden gelogen gekommen zu sein, hatte sie offenbar aus Verhältnissen befreit, die ihnen schon lange unerträglich gewesen sein mußten. Draußen auf den Feldern, wo sie arbeiteten, stand eine alte, morliche Weide... dort war ihr Platz in den Feierstunden.

„So ist mein Herz“, sagte Ssemanow plötzlich, als sie heute, am Sonntag, zusammensaßen, und klopfte auf den geborstenen Stamm, der innen hoch und verholzt war.

„Meins ist auch vom Blig getroffen“, erwiderte Tschernow. Dann saßen sie beide ins Geheime schimmerndes Grün und Blütenstängelchen, zwischen denen schon eine Biene summt.

„Sprich, Bruder, erzähle“, sagte Ssemanow, als er sah, daß dem Andrei die Augen feucht wurden. „Es gibt nichts zu erzählen...“ Aber plötzlich unklammerte Tschernow den Stamm, preßte sein Gesicht an die morliche Rinde und schluchzte.

Ssemanow schweig, wartete ergeben ab, bis Tschernow ruhiger wurde. Vom nahen Städtchen her trug der Wind die Klänge einer Ziehharmonika herüber... sehnüchliche Töne, deren Wehmut hier draußen in der Stille der Felder noch stärker fühlbar wurde.

„Ist die Heimat, Andrei?“ Tschernow schüttelte den Kopf. „Was soll ich dort!“

„Und was soll ich dort!“ sagte auch Ssemanow. „Mein Glück ist tot!“

„Keine Kugel wollte mich treffen.“ „Und hätte ich sie mit der Brust aufgefangen, sie wären abgeprallt“, sagte Ssemanow und spie aus. Seine Hand hatte in der ledernen, schwarzen Erde eines frischen Maulwurfsbügels gewühlt... jetzt strakte er sie an, als sähe er etwas Fremdes, ließ sie sinken und senkte sie.

„Wie glücklich war ich...“ Andrei Tschernow sprach halbblau vor sich hin... „Nastasja hatte mich zwei Kinder geschenkt... einen Jungen und ein Mädchen... sie liebten mich sehr...“

„Und sind gestorben?“ fragte Ssemanow. „Sie leben...“

„Und sie... Deine Nastasja?“ forschte der andere wieder.

Tschernow aber beachtete die Frage nicht. „Unser Haus war stets voller Vögel“, sagte er, „sie kamen und gingen und sprachen in Ehrerbietung von Nastasja, die ich aus Liebe geheiratet. Sie war die Tochter eines Generals... streng erzogen... mochte kaum die Augen aufzuschlagen, als ich um sie warb. Sie blieb mädchenhaft, selbst als die beiden Kinder gekommen waren...“

„Was schwärmst Du, Bruder, was ist mit ihr?“ fragte Ssemanow ungeduldig. „Leo Wetlugin schickte ihr oft Blumen.“

„Wer war das?“ „Ein reicher Gutsbesitzer, der in Moskau lebte. Er liebte den Wein... und die Pferde... und die Frauen. Hätte ich ahnen können...“ Tschernows Stimme brach wieder.

„Nun also, Bruderherz, sie ist Dir untreu geworden mit diesem Eschur von Gutsbesitzer... tröste Dich, Du bist nicht der erste, dem das geschieht!“ „...Hätte ich ahnen können,“

wiederholte Tschernow, ohne den Kameraden zu beachten. „In der Trunkenheit verriet er sich selbst, spielte den Großmütigen.“ Und wenn Sie's nicht glauben“, schrie er, „fragen Sie Nastasja, von wem das Täubchen den Diamantring bekommen hat.“

„Und hast Du sie gefragt?“ „Sie gestand sofort...“

„Nun... und was weiter?“ „Und als ich ihr vergeihen wollte und sagte: Mit Rücksicht auf das Glück der Kinder...“ da sah sie mir kalt ins Gesicht und lachte.“

„Ja... so sind sie... diese Hol-den... diese Feinen... diese zarten Engel... mit den roten Lippen und dem weißgeputzten Näschen. Hast Du ihr die Kette zugebracht?“

„Sie hat mich verlassen... mit den Kindern... ist zu Leo Wetlugin gegangen. Ich habe sie ziehen lassen, denn ich wollte ihrem Glück nicht im Wege stehen!“

„Hahaha! Du bist ein Rechtgläubiger, Bruderherz, ich merke schon, alle Schuld war bei Dir, Du hast dich selbst das Teufelchen vernachlässigt!“

Tschernow schweig, schien zu beunruhigen, daß er sein Geheimnis verraten, und nagte an der Unterlippe.

Ssemanow sah, daß er den Kameraden verstimmt, redete seine mächtigen Glieder und sann nach. „Da war...“ sagte er, und seine Stimme klang widerwillig, als ärgerte es ihm, nun auch etwas erzählen zu müssen... „da war in Petersburg eine, die allen die Köpfe verdrehte. Gott weiß, aus welchem Gouvernement sie gekommen war. Sie nannte sich Lina Jotin, war reich, und es galt als besondere Ehre, mit ihr im Schlitzen zu den Zigeunern zu fahren. Ich hätte mich wohl nicht um sie gekümmert, wenn sie es nicht getan...“

„Schweig“, Bruderherz, das versteht Du nicht! Wenn Du eine schöne Frau kommt und bittet und wie ein treues Hündchen wird... ich ließ es mir gefallen. Einmal, bacht ich, ist es ja doch zu Ende. Und so war es auch, aber da verdroß es mich. Ich liebte sie also doch, hatte es nur nicht gewußt und wollte es ihr auch nicht zeigen; und als ich Gewißheit bekam, daß es noch einen anderen für sie gab, da konnte ich sie nicht mehr ertragen und schweig. Das ging so einen ganzen langen Petersburger Winter durch... und man hätte schon wieder aufgehört, mich mit meiner Liebhaft zu necken, nannte mich nur noch den „Philosophen“.

„Ich habe sie alle enttäuscht“, sagte Ssemanow, als er ein Weilschen nachgesonnen, „denn da kam dann ein Abend, der über Lissas Schicksal entschied.“

Tschernow sah ihn an, ohne zu verstehen. „So begreif doch, ihr Schicksal entschied sich... im Konzertsaal bei den Zigeunern, schloß ich ihr eine Revolverkugel durch die Schläfe.“

„Ja... aber warum denn?“ schrie Tschernow aufspringend. „Du wußtest doch schon lange, daß sie Dich betrog... wenn Du es gleich getan hättest!“

„Das hat man mich nachher auch vor Gericht gefragt. Und als ich den Grund angab, hat man mich nicht geglaubt... und doch war es so...“

„Was?“

„Als sie da durch den Saal ging, das rote Seidentuch hinter ihr herschleppte, war ihre Schönheit mir widerwärtig. Sie glück einer Schlange, einem bösen, giftigen Geschöpf, bestimmt, noch viele nach mir unglücklich zu machen.“

„Und Deine Strafe?“ „Ich hatte sie fast verbohrt, als der Krieg ausbrach, wurde ich benachteiligt.“

„Nach immer klangen drüben, vom Städtchen, die Töne der Harmonika herüber, und die beiden lauschten jetzt stumm, saßen sich nur zu weilen fersend an.“

„Aber... warum leidest Du jetzt noch?“ fragte Tschernow dann.

„Weil ich Liss Jotin... dieses Teufelchen... nicht vergessen kann. Die Liebe frisst in meinem Herzen wie ein Wurm und höhlt es aus!“

„Nachdenklich lehrten sie beide ins Lager zurück.“

Ein paar Tage später kramte Ssemanow unter seinen Sachen, fand eine Photographie, starrte sie lange an, seufzte und wandte sich an Tschernow, der am Fenster saß. „Das war sie“, sagte er.

Tschernow griff nach dem Bild... aber plötzlich weilen sich seine Augen vor Entsetzen, und dann fließ er einen Schrei aus, der alle erschreckte: er hatte Nastasja... sein Weib, erkannt.

„Seitdem sprach er nicht mehr, nachts aber hörte man ihn stöhnen und weinen.“